

Kanzelrede von Prof. Dr. Dr.hc Winfried Böhm am Kanzelgastgottesdienst am Sonntag, 2. November 2008 in St. Johannis zu Würzburg

Wenn einem Pädagogen die Ehre zuteil wird, von einer Kanzel zu sprechen, dann erwarten Sie von ihm zurecht, daß er über Erziehung redet; wenn das zu einem Zeitpunkt im Jahreskreis geschieht, an dem wir gemeinhin unserer Toten gedenken und uns auf unseren eigenen Tod besinnen, dann drängt es sich geradezu auf, die Frage nach der Erziehung nicht im Angesicht des Lebens, sondern im Angesicht des Todes zu stellen.

Aber eine Erziehung zum Tode – ist das nicht ein Ungedanke, der allen gängigen pädagogischen Vorstellungen ins Gesicht schlägt? Heißt Erziehung nicht Leben lernen? Ist Erziehung nicht Vorbereitung auf das Leben? Müssen dem gegenüber die Forderung Sterben zu lernen und eine Erziehung als Vorbereitung auf den Tod nicht als abwegig, wenn nicht gar als absurd erscheinen? Ich habe als Bibeltext, auf dem meine Kanzelrede aufruht, eine Stelle aus dem ersten Korinther-Brief gewählt, in dem der Apostel Paulus die Auferstehung zur Nagelprobe für den christlichen Glauben erklärt.

Wäre Christus nicht auferstanden, dann wäre unsere Predigt sinnlos; sinnlos aber auch unser ganzer Glaube.

Für die Auferstehung Christi gibt es jedoch keinen wissenschaftlichen Beweis; ebenso wenig kann es eine wissenschaftliche Gewißheit für die Auferstehung der Toten geben. Deshalb argumentiert Paulus ganz anders, als es zu seiner Zeit üblich war. Er arbeitet nicht mit der logischen Beweisführung der Philosophen, auch nicht mit der Berufung auf Zeichen, wie es bei den Juden Tradition war; er setzt einen absoluten Neuanfang mit seinem personalen Zeugnis. Und aus diesem heraus verkündigt er Christus, den Auferstandenen, in dem vollen Bewußtsein, daß dieses Bekenntnis den Juden ein Ärgernis, den Philosophen und Weltweisen eine Torheit sein muß, denen aber, die das Unbeweisbare und Unerhörte glauben, zu Hoffnung und Heil gereicht.

Wenn wir heute gewohnt sind, Erziehung lediglich als Vorbereitung auf und als Ertüchtigung für das Leben zu verstehen, dann folgen wir dabei einer relativ jungen Auffassung, die sich erst als eine Folge der Säkularisierung und Entchristlichung unseres Denkens eingestellt hat. Über Jahrhunderte der abendländischen Philosophie und Pädagogik hinweg galt die Einübung in den Tod und das Sterben lernen als ein wichtiges, wenn nicht gar als das wichtigste Ziel der Erziehung.

Wenn wir uns dem heute gängigen Gemeinverständnis von Pädagogik anschließen, dann geht es in der Erziehung um ein vierfaches Lernen: Wissen lernen, Können lernen, Lernen lernen und Leben lernen. Von Sterben lernen kein Wort. Wenn wir gar den neuesten Trends in Erziehungswissenschaft und Bildungspolitik folgen, dann müssen wir das noch mehr einengen: Brauchbares und Nützliches lernen, und zwar so schnell und effektiv wie möglich, damit wir es im Leben rasch zu etwas bringen, meßbaren Erfolg haben und zählbaren Gewinn einheimen – denn das Leben ist kurz, es ist unsere „letzte Gelegenheit“, und mit dem Tod ist alles aus und vorbei. Die Evaluation unserer Lebensleistung und die materielle Abrechnung erfolgen in der Regel noch früher, nämlich bei Beendigung unserer Berufstätigkeit – heute meist beschönigend und für viele Menschen verhöhnend „Karriere“ genannt.

Das Christentum hat freilich eine ganz andere Perspektive gelehrt. Für die christliche Antike und das Mittelalter bis weit in die Moderne hinein war das menschliche Leben zwar eingebettet in einen zeitlichen Prozeß, aber gleichzeitig bezogen auf einen überzeitlichen Zusammenhang. Man sprach vom irdischen Leben als einer Wanderschaft oder einer Pilgerreise zu einem ewigen Ziel. Die Art des Wanderns hatte sich nach dem Ziel zu richten, und der Wanderer – wollte er nicht in die Irre gehen – hatte das Ziel stets im Auge zu behalten.

Das Leben der Menschen spannte sich aus zwischen Geburt und Tod, aber beide waren einander nicht unversöhnlich entgegengesetzt, sondern begriffen einander ein. Die Geburt war nicht reiner

Anfang und der Tod nicht bloßes Ende, sondern mit dem Anfang setzte bereits das Ende ein, und mit dem Tod wurde ein neuer Anfang gesetzt. Das Leben ein Sterbeleben, der Tod ein Lebenssterben.

Dem römischen Philosophen Seneca, der von den frühen Christen so stark verehrt wurde, daß sie ihm sogar einen Briefwechsel mit dem Apostel Paulus andichteten, verdanken wir die Einsicht, daß der Mensch dem Tod zu jedem Zeitpunkt seines Lebens gleich weit entfernt ist, denn der Tod kann jeden Augenblick eintreten. Und im Ackermann aus Böhmen steht der kernige Satz: „Sobald ein Mensch zum Leben kommt, sogleich ist er alt genug zu sterben.“

Auch wenn die Menschen kürzer lebten als wir heute, erschien ihnen das Leben nicht zu kurz – denn das Leben ist lang, wenn es die Fülle umfaßt, die mit der Unendlichkeit einhergeht; unter dem bloßen Aspekt der Endlichkeit ist es immer und allemal zu kurz (Vgl. Seneca: Briefe an Lucilius 77, 20). Michel de Montaigne hat auf dem Höhepunkt der Renaissance nicht nur das ganze Philosophieren mit dem Sterben lernen gleichgesetzt, sondern auch eine Regel dafür gewußt, wie wir dem Tod seinen Schrecken nehmen können: Wenn wir uns den Tod jeden Augenblick in unserer Einbildung vorhalten, dann „stirbt“ der Tod, weil ein solcher Mensch immer schon beides ist: lebendig und tot. In seinen Essais steht die Mahnung: „Das Dasein, das ihr genießt, ist ein gemeinschaftliches Eigentum des Todes und des Lebens.“

Sterben lernen heißt dann, bereit zu werden, in jedem Augenblick Abschied zu nehmen – von den Dingen, von den anderen, von sich selbst. Das bedeutet nicht, daß man nur lebt, um zu sterben, sondern heißt, den Tod als Aufgabe zu begreifen, um zu leben, und zwar so, daß unser Leben seinen Sinn nicht erst in einer fernen und vielleicht nie erreichten Zukunft gewinnt, sondern in jedem Augenblick sinnvoll und erfüllt erscheint.

In einer Kanzelrede kann sich der Redner nicht mit solchen philosophischen Tröstungen und dergleichen pädagogischen Ratschlägen begnügen. Er hat tiefer zu bohren und theologischen Grund aufzusuchen. Diesen sehe ich an kaum einer anderen Stelle so anschaulich und griffig ausgeführt wie bei dem von Katholiken und Protestanten gleichermaßen hochverehrten Meistertheologen und Kirchenvater Augustinus.

In seinem gewaltigen Werk *De civitate dei* – deutsch mißverständlich übersetzt als *Der Gottesstaat* – entwirft Augustinus das Panorama der gesamten Menschheitsgeschichte als einen unentwirrbaren Kampf zweier civitates – ich übersetze sie mit Gemeinschaften: der göttlichen und der irdischen. Der biblische Schöpfungsbericht enthüllt die göttliche Gemeinschaft als die Welt der Engel; die irdische beginnt mit der Rebellion der gefallenen Engel – beides vor der Erschaffung des Menschen. Beide stehen sich wie Licht und Dunkel, Helle und Finsternis gegenüber.

Mit der Erschaffung des Menschen waren alle menschlichen Möglichkeiten bereits vorgezeichnet, und Gott sah in Adam die göttliche ebenso wie die irdische Gemeinschaft verkörpert. In Adams Söhnen Kain und Abel brachen sie auseinander, und seitdem ist die Menschheit geteilt in zwei einander entgegengesetzte, miteinander ringende, aber untrennbar ineinander verwobene Gemeinschaften. Die eine lebt nach dem Maß Gottes (*secundum deum*), die andere nach dem Maß des Menschen (*secundum hominem*). Dieses Maß bilden zwei unterschiedliche Arten von Liebe: Gottesliebe bis zur Vernachlässigung seiner selbst in der einen Gemeinschaft, irdische Selbstliebe bis zur Verachtung Gottes in der anderen.

In der irdischen Gemeinschaft preist sich der Mensch selbst als Höchstes, sucht er die Anerkennung der anderen Menschen, schreitet er erhobenen Hauptes stolz einher, erfüllt ihn Machtgier und will er über andere herrschen und befehlen. In der göttlichen Gemeinschaft lobt der Mensch Gott, lebt er demütig in der unverdienten Gnade Gottes, leistet er Dienst am anderen, mag er gehorchen und

erkennt er seine Schwäche und Endlichkeit an.

Spätestens jetzt wird deutlich, daß bei Augustinus civitas kein politischer Begriff ist, sondern religiös gemeint wird. Die Zugehörigkeit zu einer der beiden Gemeinschaften ist nämlich die innere Entscheidung jedes einzelnen Menschen. Das ist auch der Grund dafür, daß sie äußerlich gar nicht unterscheidbar sind und daß keinem Menschen auf der Stirne geschrieben steht, ob er sich für diese oder für jene entschieden hat und ob er engelhaft leben oder sich teuflisch gebärden will.

Beide Gemeinschaften – die der Engel und der Guten und die der Teufel und der Bösen – bestehen bis ans Ende der Zeiten nebeneinander und miteinander; dann aber werden sie vom Weltenrichter endgültig geschieden – in Himmel und Hölle. Entscheidend ist bei allem, daß nicht der Leib und nicht körperliche Begierden den Fall und die Gottesferne herbeiführen, sondern allein der böse Wille. Dieser lockert das Band zwischen Leib und Seele, macht Krankheit und Tod möglich und zerreißt das menschliche Leben in Sterblichkeit und Unsterblichkeit, spaltet es auf in Verdammnis und Auferstehung.

Ich komme von hier aus zurück auf die Frage nach der Erziehung.

Der französische Aufklärer Jean-Jacques Rousseau, ein sehr gründlicher und vor allem sehr verständiger Leser Augustins, hat als eine verhängnisvolle Konsequenz von dessen Unterscheidung zweier civitates den unwiederbringlichen Verlust der Identität des modernen Menschen, näherhin des Christen gesehen. Auch Martin Luthers Forderung, man gebe dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist, steht in diesem Horizont. Wenn wir aber Bürger nicht nur der irdischen, sondern auch der himmlischen Gemeinschaft sind – für welche von beiden soll uns dann die Erziehung tauglich machen?

Was für die irdische Gemeinschaft effektiv und nützlich ist – Selbstsucht, Eigennutz, Rücksichtslosigkeit, Durchsetzungsvermögen, List und Tücke, Lug und Trug - , erscheint für die göttliche als sündhaft und verwerflich. Was für die himmlische Gemeinschaft zählt – Uneigennützigkeit, Dienst, Hilfsbereitschaft, Wahrhaftigkeit, Treue, Nächstenliebe - , das erscheint für die irdische als tump und töricht, bisweilen sogar als dumm und dämlich.

Rousseau hat bekanntlich darüber resigniert und erklärt, die Erziehung eines identischen Menschen, also eines Menschen, der mit sich im Reinen ist, sei gar nicht mehr möglich und müsse reine Utopie bleiben. Ein Pädagoge, der sich an die Rolle des Kanzelredners heranwagt, kann freilich nicht so skeptisch und pessimistisch enden. Er wird, auch wenn er Rousseaus Befund nicht einfach vom Tisch wischen kann, zumindest eine Forderung hartnäckig, beharrlich, mit Verve und immer wieder vertreten müssen: daß die Erziehung sich nicht allein nach dem Maß der irdischen Gemeinschaft ausrichten und das Maß der himmlischen Gemeinschaft niemals aus dem Auge verlieren darf. Sonst wäre nämlich eine Erziehung zum Leben und zur Lebensbewältigung nur eine halbierte Erziehung – und christlich dürfte sie sich schwerlich noch nennen können.

Was aber hat diese Aussage mit der von mir zum Ausgangspunkt gewählten Paulus-Stelle zu tun? Einfach dies: Wäre Christus nicht auferstanden, dann wäre unsere Predigt sinnlos, sinnlos aber auch unser ganzer Glaube. Ist Christus jedoch nach dem Zeugnis des Paulus aus Tarsus als Erstling der Entschlafenen auferstanden, dann und nur dann können wir getrost in die von Paulus zitierten Psalmworte, welche Johannes Brahms in seinem Deutschen Requiem so ergreifend vertont hat, einstimmen: Verschlungen ist der Tod im Siege. Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel?

Winfried Böhm